

*Verlag* Bibliothek der Provinz

Dine Petrik  
FLUCHT VOR DER NACHT

*Roman*

Dine Petrik  
FLUCHT VOR DER NACHT  
*Roman*

*herausgegeben von* Richard Pils

ISBN 978-3-99028-367-7

© *Verlag* Bibliothek der Provinz  
A-1010 Wien, Sonnenfelsgasse 7/26  
[www.bibliothekderprovinz.at](http://www.bibliothekderprovinz.at)

Cover: Obsidian

Die handelnden Figuren sind allesamt fiktiv  
und Ähnlichkeiten mit realen Personen zufällig.

## INHALT

I.	Die Party .....	7
II.	Der Einstieg .....	30
III.	Die Werke .....	35
IV.	Die Geister .....	63
V.	Der Ruin .....	79
VI.	Die Affäre .....	103
VII.	Der Schuppen .....	113
VII.	Das Interview .....	120
IX.	Der Affe .....	145
X.	Das Gesicht .....	153
XI.	Die Psyche .....	164
XII.	Der Besuch .....	171
XIII.	Das Millennium .....	179
XIV.	31. Dezember .....	183

## DIE PARTY

OB ER NOCH MALE. Eine Frage. Sie blieb im Raum hängen. Eine Frage. Ein Schlag ins Gesicht. Aus dem Hinterhalt eines anderen in seines. Ob er noch male ...

Er schluckte an seiner Wut, setzte kräftig nach. Über das leere Glas hinweg schielte er nach der Flasche. Ein dreister, zugleich infantiler Versuch der Annäherung. Eine Nähe, die nicht zu erreichen war. Er hatte sich längst entfernt, er war nicht da, er stand bloß herum. Ödes Geschwätz, was zum Teufel mache ich denn da. Mehr als ein Hm oder Aha hatte er sich bislang nicht abringen lassen. Weg da, raus, dachte er, während er sein Glas auffüllte. Sein Augenmerk galt dem schweren, ockerfarbigen Vorhang, der die halbe Zimmerfront von der Decke herab bis zum Parkett abdeckte. Schon war er, mit dem rechten Knie heftig gegen die Lamellen eines Heizkörpers stoßend, hinter dem Vorhang verschwunden. Einen Fluch zerbeißend, streifte er an der Fensterverglasung entlang: Na also, hier geht es raus. Aber nichts, der Türhebel in seiner Hand war nicht zu bewegen; vernagelt, vielleicht eingerostet.

Er setzte sein Glas auf der Fensterbank ab. Das System kannte er, dasselbe hatte er daheim. Also mit beiden Händen, mit Kraft, mit Heben und Druck. Nichts. Nochmals. Der Hebel bewegte sich, hob sich, verschob sich, ein Griff nach dem Weinglas, er schob die Tür auf.

Benjamin Bogathy stand auf einem Balkon, auf einer Terrasse, auf dem Bretterboden einer Terrasse; leises Knacken unter den Füßen. Gierig sog er die Luft ein. Er nahm einen Schluck. Ein Spalt im Vorhang. Der schräg über den Bretterboden fallende Lichtstreifen schnitt die Terrasse in zwei Teile. Bogathy spähte hinein. Von außen

nach innen, dachte er, interessant, leider nicht anwendbar, nicht bei dir. Also weiterhin Runden ziehen, ausweichen, Kraft vergeuden, weiter, wie bisher. Ein von zwei Wandleuchten spärlich bestrahlter Raum, ein Großraum, achtzig Quadratmeter, schätzte er, direkt edel in seiner Leere, eine Couch in der Mitte, ein längeres schwarzes Möbelstück zur Linken. Leere Wände, kein einziges Bild. Rauchschwaden umkreisten das abgessene Ledersitzmöbel, eine L-Form, die Farbe nicht definierbar, vielleicht einmal weiß.

Auf der Couch und um den niedrigen schwarzen Rundtisch, beladen mit Gläsern und überquellenden Aschenbechern, lagerten, hockten sie, einige auf dem Parkett. Mehr als zwei Dutzend Schwätzer, fast alle mit Glimmstängel. Eine Clique Raucher. Nein, sein Verschwinden hatten die nicht registriert, denen ging er nicht ab, nicht im Geringsten.

Er kannte bloß zwei der Schwätzer. Ewigkeiten nicht mehr gesehen, hatte ihn eine mit kardinalrot gelacktem Mund begrüßt, sicher Malerin, sie kam aus diesem Dunstkreis – er kannte sie, irgendwie sehr, ihr Name, hatte sie ihn gesagt? Egal. Und da war Toni Zehrer. Den Redakteur kannte er, er mochte in seinem Alter sein. Vor ein paar Jahren hatte ihn Zehrer mal angesprochen, hatte reden wollen, ein Interview. Er hatte abgelehnt. Und jetzt. Jetzt hätte er nicht abgelehnt. Aber Zehrer war nicht mehr interessiert, kein Wort hatte er an ihn gerichtet, kein persönliches. Alle hiesigen Gazetten habe er durchlaufen, hatte Zehrer vorhin in die Runde gesagt, jetzt stramble er, im Hamsterrad des Kleinformats stramble er, er stramble sich halt durch in die Pension, Reiseberichte, gelegentlich bringe er auch in anderen Zeitungen noch etwas unter, Interviews und so.

Im Kleinformat, sinnierte Bogathy. Er sah auf die Uhr. Die da drin gehören also zu ihren Freunden, zu ihren Bekannten, ein durchwegs jüngerer Kreis. Ob das ein Problem für ihn sei, hatte sie vorhin zu ihm gesagt und

nachgesetzt, dass sein Problem ja ein anderes sei. Gleich beim Betreten der Wohnung war die Provokation gefallen. Die Antwort war ihm im Hals stecken geblieben. Er hatte den Ärger schlucken und nachgießen müssen. Nein, er ging denen nicht ab, ihr auch nicht, sie stand immer noch im Gespräch mit dem Schriftsteller, sehr angeregt, zu angeregt. Und du spielst hier Zaungast, Bogathy, du lauscht, du machst dich zum Affen: Bogathy im Käfig, starrt durch die Scheibe hinaus, starrt hinein in ein Bild, in ein Vexierbild, du wirst gespiegelt, verstehst du?, das bist du. Und null Chance für einen Rückzug: Im Käfig, du stehst an der Wand. Verdrossen goss Benjamin Bogathy den Rest Roten in sich hinein. Zweigelt, hatte er vorhin auf der Flasche gelesen, wenn auch ein ziemlich dünner, zu kurz im Abgang, da half auch kein Nachschluck.

Ob es das sechste, das siebte Glas war? Sie dürfte es wissen, sie registriert alles. Während sie den Abend lang an einem, maximal zwei Achteln nippte, registrierte sie alles, was seinen Konsum anging, seinen angeblichen. Er hatte sie im Verdacht, dass sie sich der Kontrolle wegen aufs Nippen verlegt hatte. Ihn kontrollieren; kein Glas, kein Schluck konnte ihrem Kontrollblick entgehen.

Schriftsteller, hatte jener vorhin gesagt, der hier den Hausherrn abgab. Er schreibe, habe aber nicht viel publiziert – noch nicht. Eine Satire, ja, nach seinem Dafürhalten eine Satire, das erste Buch, es sei aber gleich wieder untergegangen, null Rezeption. Zu unverständlich, zu schwierig, so viel habe ihm ein Redakteur klargemacht. Klar, er sehe das anders, ganz anders, sein Stil sei eben ein neuer, ein experimenteller, ein unvollkommener, eine andere Sprache halt. Der muss sich wohl selbst überzeugen, dachte Ben Bogathy, der den aufgehenden und zugleich wieder untergehenden Schriftsteller belauschte, schon seltsam, dass er an der Szenerie drinnen immer mehr Interesse fand.

„Verleger sind durchwegs Negierer“, verrenkte sich eben ein am Couchrand Hockender zum Schriftsteller hinüber,

um mit wissender Miene zu wiederholen: „Negierer! Denen geht's ums Geschäft. Das Neue wird ignoriert und wenn nicht, ruiniert, bevorzugt wird Kochbuch-Küche, das Krimi-Verbrecher-Genre und allem voran Sex, diese Schemata ziehen immer.“

„Ganz recht, Martin. Und gekochte, neu aufgekochte alte Hüte“, bekräftigte der Schriftsteller mit gequälter Miene, die Hand ausstreckend, als wollte er sich bedanken.

„Dann sind Sie also ein Joyce“, ließ sich jetzt Zehrer, der sich eben dem Schriftsteller zugesellt hatte, vernehmen, um in gehobenem Ton zu ergänzen: „James Joyce, von wegen unverständlich, wer versteht ihn, Sie?“ Stimmt genau, dachte Ben, der das Geschwätz in seinem Käfig nicht aus Ohr und Blick lassen konnte. Unverständlich. Ulysses, mehrmals in die Hand genommen, immer bloß ein paar Seiten. Ödes Geschwätz.

„Und Sie, Sie verstehen ihn, den Joyce?“, brachte sich eben eine kurz geschorene Rothaarige mit aufdringlich dunklem, bis zu den Brauenbögen reichendem Lidschatten gegenüber Zehrer in Stellung. Provokant, die Rote, dachte Ben. Sie hatte ihre in schwarzes Leder gezwängten Rundungen bereits von Zehrer weg- und dem Schriftsteller zugedreht. „Schreib was Schönes, Harald, was Schönes zieht immer.“

„Was Schönes, schau dir das an, was Schönes, nur zugreifen, Harald, lassen Sie sich inspirieren“, äffte jetzt Zehrer, mit Blick auf das ihm zugedrehte Gesäß.

Das war die Pointe, dachte Ben, während drinnen ein Chor aus hämischem Gemecker losbrach, grotesk, dieser Gruppenzwang, dieser dämliche Lachzwang, dieses Gieren nach Anerkennung: sich inszenieren und abarbeiten an öden Sexschmähs, bloß nichts Persönliches, hernach schnell wo ein Fick, und dann tschüss.

Die eisblaue Mondsichel stand jetzt, von zwei schwarzen Streifen zerbrochen, direkt über ihm. Seine Beine fühlten sich schwer an. Schwindelgefühl. Fasste jetzt immer öfter

nach ihm, ein dumpfes Pochen vom Brustbein bis in den Hals, zugleich ein Ziehen, ein Ziehen am Kinn, an seinem Gesicht, seiner Gesichtshaut. Seit Tagen antriebslos und erschöpft, das Gefühl, auf der Schräge, das Gefühl, ständig auszugleiten, und zugleich verwundert, sich doch auf zwei Beinen zu wissen. Kalt, ein paar tiefe Atemzüge, er stieß die Luft aus. Düsternis um ihn. Ziemlich große Terrasse, gute zehn Meter Länge, schätzte er, leises Knarren der Bretter, ein großer Schritt auf die andere Seite des Lichts und wieder zurück. Müll und Chaos in jeder Ecke, trotz Dunkelheit auszumachen: zerbrochene Blumentöpfe samt verdorrten Fragmenten darin, Bierkisten, Weinflaschen, aufgestapelte Bananenschachteln. Das ganze Ambiente umzäunt von einem hüfthohen Holzgeländer.

Bogathy sah die Hand des Schriftstellers eben über den Lederhintern gleiten. „Ferry, der Besitzer der Wohnung, Ferry Granditz, derzeit in USA“, ließ der Schriftsteller mit vagem Ton in Zehrer's Richtung verlauten. Ben spitzte die Ohren. „Ich darf hier bloß wohnen, ich zahle Miete, habe Ordnung zu halten. Nein, keine Frau, keine Hausfrau. Aus Eisenstadt komme ich. Einen Job beim *Falter* – im Archiv. Noch, demnächst Wechsel in die Redaktion“, so der Schriftsteller auf Zehrer's Fragen. „Ferry? Eine Lehrtätigkeit, lehrt an einer Highschool, ob Cambridge, ob Boston, das weiß ich nicht, wirklich nicht.“

„Achsoo, verstehe“, meinte Zehrer gedehnt, mit deutlich zynischem Unterton, er tat einen Schritt zurück und leerte sein Glas.

Alt geworden, der Zehrer, sieht alt aus, krank, dachte Ben Bogathy. Das zerbeulte graue Sakko des Redakteurs war ihm vorhin schon aufgefallen, das Sporthemd mit Streifenmuster. Ödes Geschwätz, dachte er. Und du belauscht es. Was noch, Bogathy? Ein Frösteln durchfuhr ihn. Er wandte sich ab, um das Glas auf einem Terrassenpfosten zu platzieren. Gähnend lehnte er sich an das Geländer: Ein Knacken. Knarren. Der Holzpfosten hatte sich eben

bewegt, verschoben, vor, Richtung Abgrund geschoben. Alles morsch in dem Käfig, eine ungelenke Bewegung und – in Ben zuckte es: Die Chance eines Rückzugs – wie? Und wenn? Und wenn? Seine Knie zitterten, es vibrierte in ihm. Und ... Das Glas war da, stand fest auf dem Pfosten. Ruhig, dachte er. Alles okay. Alles an seinem Platz.

Kalt, viel zu kalt, um die Null, schätzte er. Ende Oktober. Das Sakko enger ziehend, ein Blick hinunter ins Schwarze. Ein Zwang. Ein Tritt? Die Luft ausstoßend. Riss sich zurück aus dem Loch. Eckigfinsteres Hofloch, verkrüppelte Äste hatten sich ausmachen lassen, sonst Schwarz. Schwarz. Kein Anfang. Kein Ende. Kein Licht. Alles tot.

Zehn vor zwölf leuchteten die Ziffern an seinem Handgelenk. Von der Westbahnstraße stieg gedrosselt rumpelnder Autolärm herauf.

Vor knapp zwei Stunden waren sie hier gelandet. Er hatte sich erst geziert. Aber sie allein gehen lassen ... Eine atelierartige Wohnung im letzten Stock, im sechsten – siebten? Jedenfalls war der Lift im vierten stehen geblieben. Warum hier? Gemeinsamkeit? Freunde? Überhaupt Freunde. Was heißt schon Freunde, Bekannte, getrennte Bekanntenkreise. Gut, kein Problem, das Problem war, dass sich in ihrer Gemeinsamkeit, die er nach wie vor als absolut wichtig und bereichernd verbuchte, Probleme auftaten, Risse. Eine Krise, nein, keine Krise. Krise gibt's nicht, wird nicht erlaubt. Bevor sie bei ihm eingezogen war, hatte sie kaum Freunde gehabt, sie nicht ... Und er? Er war auf Distanz aus gewesen. Lockerung. Abstand, hatte in den Jahren davor um seine Kollegenfreunde samt ihren bilderstürmenden Präsentationen, wie überhaupt um jede Art menschlicher Zusammenballung Bögen gezogen, hatte sich unerreichbar gemacht in seinem Loch.

UND DANN SIE. Und mit ihr eine Zeit – wie in Trance vom Liebesaroma. Er liebte, er liebte wieder, ein Rausch, der

genährt werden musste. Die Tage hatten nichts Verheerendes mehr, waren von neuen Werten bestimmt, hatten sogar den seiner Arbeit verdrängt und unwert gemacht. Immer weniger hatte er gemalt in dieser gemeinsamen Festzeit. Dass er sie erlebt hat. Auf die sechzig zu. In den Jahren davor war er auf nichts aus, war reduziert bis zum Nichts gewesen, eine Art Generalstillstand war das gewesen, und was die Triebe betraf – gelegentlich onaniert, sich gelegentlich einen blasen lassen, das Prateretablisement ließ sich auch zu Fuß erreichen.

Damals, dieser Schnitt. Dieser Stich ins Herz ... Olivias Tod. Dieses Stechen, Toben in ihm. Dieses Zuschütten mit Arbeit. Diese totale Erschöpfung.

Und dann sie in seiner Tür, ihm gegenüber. Eine Wende, eine Umkehr, eine Schubumkehr.

Er war ihr dankbar. Nicht zu sagen, wie. Er sagte es ja, sagte es nicht, sagte vielleicht nicht genug, konnte nicht mehr sagen, worauf sie wartete, konnte er nicht sagen, was in ihm wühlte, sagte er nicht, er setzte voraus, dass sie fühlte, wusste, er war ja bemüht, er hatte sie mit offenen Armen in sein Leben treten lassen – an einen gedeckten Tisch hatte er sie treten lassen. Was noch? Zuschauen, wie sie sich noch den Rest einverleibt, die totale Preisgabe? Er konnte sie spüren, ihre Erwartungshaltung spürte er, und gerade die war es, die ihn stoppen ließ, abrücken, in eine Entfernung, etwas fing an, sich zu entfernen, sie ihm zu entfernen. Und ja, der Alkohol, gelegentlich trank er – ein Glas oder zwei, eine Stimulanz, gelegentlich hatte er eine nötig, in letzter Zeit immer öfter, wenn auch mit immer weniger Erfolg. Was ihre Schuld war. Vor ein paar Monaten hatte er ihr ein Glas Wein ins Gesicht gekippt. Ich glaube, du bist ein Zerstörer, hatte sie angemerkt, sich zu bemerken erlaubt, und um dem Zerstörer ein wenig den Nimbus zu nehmen, hatte sie nachgesetzt: In letzter Zeit nur noch negativ, Ben! Und ihm mit grünem Kontrollblick ihr Gefühl offenbart: Dass er sie nicht in sein Leben

geholt hätte, sondern bloß in sein Bett ... Hatte sie sich erlaubt. Zu viel, das war zu viel für sein Gefühl gewesen. Ein Glas Wein in ihre Kontrolle – war ein Reflex gewesen, klar, tat sofort leid, Portwein, alter, lohfarbener Port, die letzte Flasche extra vom Keller geholt. Harmonie, einen harmonischen Abend hatte er geplant gehabt. Gehabt. Sie war plötzlich weg gewesen, verschwunden. Dann war er vor ihrer Tür gestanden, vor ihrer Zimmer-Küche-Wohnung in der Märzstraße, auf dem miefenden Gang war er gestanden, sie hatte ihn nicht eingelassen, hatte sich wohl geniert für ihre Behausung. Und er, er wäre ihretwegen noch tiefer gestiegen, war für manches bereit gewesen, bereit, ihr weiter zu folgen, sie zu verfolgen, dorthin, wo sie hergekommen war, wo sie als Kind ... wo hatte sie ihre Kindheit verbracht? Egal, sicher tiefe Provinz, sie hatte ja keine zwei Sätze über ihre Herkunft verloren, er war auch nicht interessiert gewesen, er liebte, dass er liebte, war nicht egal, konnte ihr nicht egal sein, dass er verwundet vor ihrer Tür gestanden war ... Sie hatte sich aufgetan. Und ein Gefühl, etwas griffe nach ihm, nach seinem Herzen, so zupacken hatte nur eine gekonnt, Catherine. Sinnlos, was er sich zurechtgelegt hatte, sinnlos, die Würde zu wahren.

Und jetzt? Eine Störung, Verstörung, ein Anstreifen, Klopfen in ihm, er kannte sich aus, der Tag hatte schwarz angefangen und wird ... Störungen hasste er.

„Benjamin, was ...?“

Ihre Stimme, Ediths Stimme. Gerade jetzt war sie eine Störung. Benjamin, hatte sie gerufen, leise, dezent, ernst, mit einer Spur Frust, sonst rief sie bloß Ben. Ja, ihr Kopf stak in der Tür.

Eine Störung. Gebeugt stand er da, gebeugt am Geländer, am morschen Geländer: ob Wein oder Wahnsinn ...

„Ben, was! Bitte, komm jetzt herein! Bitte!“ Jetzt hatte sie ihn am Sakko, an seiner Rechten, ihre warme Hand eine Wohltat, sie zog ihn, zog ihn zurück ins Helle, ins öde

Geschwätz, ins dumpfe Licht. Zu viel, dachte Ben, zu hell, zu klar das Gesicht, das zarte Profil, die Lippen zu rot, zu energisch das Kinn vorgestreckt, der blonde Haarschopf, wie sie ihn zurückwarf, das schmale Rund der Wangen, die Augen verdunkelt unter den gesenkten Wimpern. Er kannte sich aus mit diesen Augen, das waren Augen, die ihre Tücke hatten, der leicht schräge Schnitt, der es nicht war, der Augenaufschlag war es, die Lider, die Lidfalte war es, ein Faszinosum, die Augen Ediths, Juwelen, die türkisfarbene Iris gefasst von dunkelblauen Ringen, dieses Leuchten und Fassen nach seinen Pupillen, ein Leuchten in seinem Gesicht. Und die Erschütterung kündende Nasenfalte zwischen den Brauen, die sich bisweilen, je nach Stimmung, verdoppeln konnte. Er liebte dieses Gesicht, hatte sich Einblick verschafft in Ediths Gesicht, das ihn in letzter Zeit wie aus großer Entfernung ansah.

Rauchschwaden hingen im Raum. „Hier kann ich nicht atmen“, knurrte er ihr ins Gesicht.

Die geschwätzige Runde schien sich ausgedünnt zu haben, auch Anton Zehrer ließ sich nicht blicken. Und ja, Ediths Gesicht war verändert, war aufgeblüht, der türkise Blick traf den seinen, scharf, wie gehabt, die alte Kontrolle, eine dunkle Enttäuschung. Sie nicht mehr ansehen, heute nicht mehr, das war beschlossen.

„Was war das, am Geländer draußen – was? Alles in Ordnung, Ben?“ Ihre Hand an seiner Wange. „Wollen wir gehen?“

„Nichts lieber“, knurrte er, das allgemeine Schaumustern zipfte ihn an, er tat ein paar Schritte und war hinter dem Vorhang verschwunden, war auf der Terrasse, war am Geländer. „Benjamin!“ In ihrem Ruf, direkt hinter ihm, flatterte helle Angst. Schwarz, dachte er, Obsidianschwarz – ein Tritt, ein Schubs und ... wieder mit Edith hinein, das gerettete Glas in der Hand.

„War da nie draußen“, staunte ihn der Schriftsteller an, „ist ja kaputt die Tür, hab die nie aufgekriegt.“



„Kaputt“, äffte Ben. Hass, er spürte ihn, ihr Bedeuten vorhin beim Kommen, er solle nicht trinken, nicht wieder trinken. Schon in den Mänteln das allgemeine Abschiedsgefloskel. „Wiedersehen?“, flötete die Malerin beim Handschlag, die Zähne bleckend, kardinalrote Flecke darauf. Gott, dachte Ben, sperrt den Mund auf, zeigt Gebiss, zeigt her eure *Plagiate*, das Wort trifft es, dachte er, das Wort passt, diese – Marina Fritsch! Plötzlich wusste er, die Tussi präsentiert ihre neuen Zähne. Infantil, dieser Implantatswahn, diese platten Blendungen aus dem lädierten Inneren.

Während das Gebiss samt Partner mit der Lederlady nebst einem weiteren auf der Couch picken geblieben waren, quetschten sich jetzt im Lift – einem wackligen Fahrstuhl mit Messingbeschlägen und Sitzbank – fünf Personen. Ein Aneinandervorbei, eine Peinlichkeitsstarre. Um sich unten gelandet, sofort zu verlaufen.

Georg würde sie bis Südbahnhof mitnehmen. Edith hatte das arrangiert.

„Egal“, knurrte Ben. Scham und Wut tobten in ihm, die er, die halbe Westbahnstraße aufwärts, bis Ecke Kaiserstraße, bis zum geparkten Wagen Georgs, zu unterdrücken suchte. Und ja, Angst. Verrückt. Alles nebeneinander. Gelegentlich meinte er, sie nagen zu hören, nagen und klopfen, bis er sie erstickte, ertränkte. Längst war ihm aufgefallen, dass sie mit ihren Problemen fertig geworden war, mit ihren Ängsten, Phobien, ihren Unsicherheiten. Keine Spur von der alten Bescheidenheit, jedenfalls war sie in letzter Zeit immer stabiler geworden, cooler, selbstsicherer – und immer schöner, während er? Immer instabiler. Verletzbar. Er war verletzbar geworden, er war es, verletzt! Lass dir helfen, Ben! Ihr unlängst verlorener Satz war ein Rat gewesen, gut gemeint, klar, während er ihn sogleich als Anmaßung empfunden hatte. Ob sie noch in Behandlung war? *Mein* Therapeut, hatte sie kürzlich gesagt, *mein* Therapeut! Möglich, dass der ja an ihrem abgehobenen Verhalten schuld war.

„Du kennst sie also auch – diese Malerin?“

„Wenn du Marina Fritsch meinst, ja, kenne ich“, warf Edith gleichmütig ein. Ben meinte, es habe überheblich geklungen, betont überheblich, er war verärgert, und ein neues Parfum roch er, eines, das nicht von ihm war.

„Was für ein Zerfall“, zischte er. „Ich habe sie vorhin nicht erkannt, ein Zerfall nicht nur des Gesichts, der Fantasie, ein Zerfall auch der Werke, ganz offensichtlich. Ich sah unlängst Bilder von ihr, neue Arbeiten – war einen Sprung bei der Curtze oben. Ein Schock. Obskurantismus, die Fritsch kocht auf, was sie vor Jahren gekocht hat, die plagiiert sich selbst, jetzt alles ins Großformat, neu sind die Leerstellen, diese teigigen Patzen und Kleckse. Alles aufgewärmt, sag ich, leer, platt! Die Fritsch war einmal Künstlerin!“

„Die ist es noch! Ist es mehr denn je!“ Edith stieß es hervor, als ginge es um sie selbst, als müsse sie sich verteidigen. „Marina ist begabt, sie stellt viel aus. Sie verkauft sich bestens“, setzte sie etwas leiser nach.

„Aha, verkauft sich bestens. Kennst dich ja bestens aus, Frau Künstlerin, wovon redest du? Ich rede von Energie, von Tiefe, wo ist der Punkt, die Verve, das Symbol, was sagt die Farbe, wie kippt sie. Die Frage des Lichts beantwortet die Fritsch mit teigigen Patzern. Kunst? Die Fritsch betreibt Zunftschädigung mit ihrer Kunst!“

„Peinlich!“ Edith fuhr sich, den Kopf vorgeneigt, mit den Fingern durchs Haar. „Deine miese Laune, dein Verhalten vorhin, jetzt, entsetzlich peinlich“, stieß sie gequält hervor.

„Zunftschädigung, sage ich, das ist flache Kunst“, beharrte Ben. „Sie verkauft sich, hat deine Bewunderung? Sollte ihre *Plagiate* verkaufen. Ein Künstler, der als solcher realisiert sein will, stellt sich nicht auf die Art zur Schau, ich meine, der wird seine falschen Zähne nicht so geil präsentieren. Da sage ich, platt!“

„*Plagiate*, nicht schlecht!“ Georg warf sich lachend in das Geplänkel der beiden. „Diese Marina hat ja vorhin ver-

lautet, dass sie drei ihrer Bilder im Mund hätte! Die nimmt sich kein Blatt vor den Mund fürs blendende Lachen!“

„Drei Bilder im Mund? Verkauft sich ja bestens! Dann hätte es wohl ein halbes getan!“ Ben höhnte.

„Nun, Plagiate, Implantate – ist ja irgendwie eh dasselbe“, wiederholte Georg lachend. „Gleich da vorne werfe ich euch raus, Südbahnhof, hier gibt’s immer Taxis, ich muss zur Süd, macht’s gut – und vielleicht Silvester bei Harald“, rief er zum Fenster hinaus.

„Vielen Dank fürs Mitnehmen – da, ein Glück: Taxi!“, rief Edith.

„Schönen Dank“, brummte Ben Bogathy in sich hinein und, während das Taxi anfuhr, an Edith vorbei: „Ich muss noch zu einem Geburtstag!“ Er spürte den Knäuel im Hals; ihre sture Haltung eben, den ganzen Abend, ihren Blick, leicht schielend vor gespielter Gelassenheit, diesen Blick konnte er nicht ertragen, nicht jetzt, nicht in dieser Nacht.

„Wie – zu wem jetzt noch? Ein Uhr fünfzehn, eiskalt, zu wem willst du denn jetzt noch?“

„Arsenal, Objekt eins!“ Er sah an ihr vorbei. „Zu Bruno, bloß auf einen Sprung, Bruno hat eingeladen, Bruno Salcher!“

„Achwas, du willst doch nur weiter trinken! Komm mit, Lieber“, relativierte sie ihren Satz, eine Belehrung, sie wusste, er hasste nichts mehr. „Ich mache uns noch was“, setzte sie nach, „eine heiße Suppe, eine Omelette, was meinst du?“

„Brunos Geburtstag“, unterbrach er, um mit unwirschem Ton zu enden: „Kannst ja mit.“

Sie saß schon im Taxi, Blick stur, Haltung Kerze: „Hinüber zum Rennweg!“

Die Tür knallte zu.

EIGENTLICH HATTE ER BRUNO nicht wirklich zugesagt. Egal. Kalt. Mantel zu? Egal. Kein Mondzipfel mehr. Da und dort ein Flimmern im schwarzen Gewölbe, aus dem

der Wind stieß. Wind, Scheißwienerwind, knurrte er, während er die Arsenalstraße zum Gehweg querte. Schon nach wenigen Schritten, wie ein Schattenriss im nächtlichen Grau, hob sie sich ab, tauchte sie auf, die Fassade, das Museum des 20. Jahrhunderts. In dem er vor etlichen Jahren seinen Zyklus *Heroen* hängen gehabt hatte. War damals die Rettung gewesen. Vier seiner großformatigen Ölbilder waren verkauft worden, alle vier waren ins Ausland gegangen, war gut so gewesen, aus Augen und Sinn, hatte er gedacht. Damals. War eine Menge Geld gewesen, die Rettung aus einem finanziellen Engpass. Verdrossen schritt er die dunkle Glasfront ab, drückte seine verdrossene Miene ans Glas: schwarz, nichts als schwarz.

Bruno war, wie er oft und gern erzählte, beim Abladen des Hauses dabei gestanden.

Nach der Brüsseler Weltausstellung war der riesige Stahlkomplex nach Wien gekarrt und hier aufgezümt worden: Das Zwanzgerhaus. Aus den blattlosen Ästen Gekrächze, eine Krähe, ein Kauz, ein Ächzen im Wind. Nein, das Haus war es, ein Ächzen im Inneren, im Stahlgerüst, eine ächzende Architektur, die bei Nacht noch morbider als sonst wirkte. Alles wackelt hier, alles ächzt. Der Kunst- und Kulturstadt ist das egal, das Museum des 20. Jahrhunderts ächzt seinem Verfall entgegen. Gelegentlich wird von Restaurierung gesprochen, von Wiedereröffnung. Wohl nicht mehr zu Lebzeiten ...

Benjamin Bogathy hatte den Weg zu den Arsenalbauten unterschätzt, er hatte ihn schon mal zu Fuß genommen, jetzt schien er kein Ende zu nehmen. Auf der unverbauten Fläche beim Schweizergarten stieß ihm der Wind entgegen, Wind und Staub, eine Bierdose rollte ihm vor die Füße, wütend stieß er sie vor sich her, bis sie scheppernd im Rinnstein endete, wütend sprang er ihr nach, um sie platt zu treten.

Der Wagen stand in der Boerhaavegasse: Eine Blamage wie letztes Jahr, als eine Polizeikontrolle beinahe mit dem

Entzug des Führerscheins geendet hätte, konnte nicht wieder riskiert werden. Und Edith am Steuer? Nicht zu verkraften.

Seine Mantelschöße flatterten hinter ihm her, zwei ausgebreitete Flügel, zwei Flügelschläge, er hatte Luft nötig, nach dem Anflug vorhin in der Westbahnstraße, in welchem Stockwerk auch immer, er hatte eine Durchlüftung nötig. Ungut, er gestand es sich ein, die Aktion war ungut gewesen, stieß ihm sauer auf: peinlich. Er spuckte. Und alles unverändert, in ihm unverändert, Situation unverändert. Er kannte sich aus. Dass dieses Klack wieder da war, in seinem Kopf: Klack! Ein dumpfdunkles Klack, es ließ sich nicht wegtrinken, wie früher, ließ sich früher mit ein paar Gläsern versenken, war wie bei einem Schneefall, da konnte er zuschauen. Gelang jetzt nicht mehr, je mehr er trank, desto weniger. Es kam nicht direkt auf ihn zu, es lauerte an der Ecke, es kam in den Träumen, es stand beim Rasieren im Spiegel: Schuldig! Sekundenlang wie eine Lähmung: In seinem Kopf dieses Klack! Und sie wusste? Dies und das wusste sie, mochte sie wissen, das nicht.

Wer gegen seine Werte handelt, hat Schuldgefühle, hatte sie vor ein paar Tagen gesagt. Warum sie das gesagt hat. Wo sie das aufgeschnappt hat. Sicher beim Therapeuten. Billig, billige Plattitüde. Gott, dass dieses euphorische Gefühl immer im Chaos enden muss, dieses verstörendste aller Gefühle. Kein Ende mit Edith. Ende ist, wenn er so weit ist, wenn er Ende sagt. Er wird es nicht sagen. Kein Ende mit Edith. Er war auf der Suche – Harmonie, seit jeher sein Bild. Harmoniiie?, hatte sie ihn kürzlich belehrt, was er so nenne, zwingt den anderen, zwingt ihm Anpassung auf: Still, jetzt bloß kein Problem erörtern, heiße das, was er Harmonie nennt!

Was er suchte: Distanz, Distanz und Nähe, ein Handlungsbündnis, ein Bündnis.

Lässt sich nicht alles ausdividieren wie Licht und Schatten auf seiner Leinwand, wie fett auf mager, wie seine

Schnitte und Farbverschnitte. Aber sie, ihr Blick, ihr Blick dividierte ihn aus, einer, der ihn faszinierte, ein visionärer Blick, ein sicherer für Qualität, dieser Blick wusste, rechnete, zählte ihn aus. Und dieses unlängst verlorene Lass-dir-doch-helfen-Ben! klopfte in seinem Hirn. Und Hass, ja, er kannte seinen Geruch, er autorisiert sich in ihm, er spürt das mühsam Vergrabene auf. Hass. Nicht auf sie. Auf ein Entferntes. Gewesenes. Auf was. Egal. Scheiß Schicksal. Immer mehr eingesponnen, spannt sie das Eigene, für ihn nicht Fassbare. Etwas knäulte sich, spannte sich zwischen ihr und ihm. Er hatte sich einspannen lassen, gern, liebend gern. Kein Burnout mehr. Kein Déjà-vu. Damals, als sein Leben bestimmt war – Weinkrämpfe, Herzrasen, Panik –, bestimmt war von Rückzügen. Als er im Begriff war – Hilfe gesagt hatte: Ich brauche Hilfe. Gespräch. Therapie. Psychiater. Die panische Suche nach dessen Adresse. Dann vor dessen Tür. Nichts zu reden gewesen. Kein Wort. Kein Satz. Nichts. Nichtdenken. Bloß nicht denken. Vergessen, das Erinnern vergessen, ersticken. Das Heulen, das in ihm heulende I hate you! Catherines Heulen war zu ersticken gewesen. In seiner Rechten der Trommelrevolver. Kalt. Schwarz. Metall. Noch immer da, das Gefühl, konsequent in der Rechten. Und in dieses Chaos hinein, die Biennale, Gott, nach Venedig? Undenkbar. Die totale Vernichtung, das zerstörte Gesicht den Kameras hinhalten? Catherines Schreie. Schübe zwischen Besäufnis und Panik. Und kaum etwas gefasst, in die Verwundung hinein die nächste Attacke, das Angekündigte, das Vollzogene. Die Meldung aus London. Wieder nach London. Ein Tier, das die Angst schluckt und wieder ausspuckt. Die Angst, die den Schlaf schluckt. Ein Besäufnis mehr, das die Kraft schluckt. Das Ego. Den Selbstwert. Therapie wöchentlich. Therapie- Abbruch. Allmählich Beruhigung. Arbeit, seine Arbeit. Und dann Wien, diese Wiener Stadtehrung. Irgend so ein *Verdienst- oder Ehrenzeichen der Stadt*. Unmöglich, der erste Gedanke. Niemals. Nicht da sein,

nicht reagieren, nicht abheben: Nein, kein Interview! Und dann sie in seiner Tür, in seiner Diele. War erstarrt dagestanden, war kerzengerade vor ihm gesessen, ihm gegenüber, stark, zugleich unsicher, im hellen Blick Angst. Und so nah, dass er ihren kurzen Atem hören konnte. Das sanft gewellte Profil, die hellen Härchen beim Verlauf des Brauenbogens, die kleine runde Ohrmuschel; perfekt, der schöne Nacken, perfekt, alles perfekt. Und wie eine Mobilmachung, dieses jähe Signal in ihm. Sie war plötzlich nackt in der glatten Schale des Designers gesessen, zwei Gedankenstriche und Kinn und Nacken waren skizziert, die vollendeten Schultern entblättert, die Brüste, er hatte sie längst im Kopf gehabt, schön und vollendet.

Sie kennen, erkennen. Eine Symbiose. Die Frage brannte in ihm: Und sie, was empfand sie? Eine Anbrandung in ihm, seine Lenden signalisierten die Stelle, die er war, seine Lebensstelle, die seiner Seele, ja, gelegentlich sein Gefühl. Die Seele kann ohne Bilder nicht denken, war ihm eingefallen, wunderbar, er hatte das mal gelesen ... Was für ein Bild. Was für ein Gefühl. Anbrandend, fortbrennend, das Signal war da, ein Lichtstoß vom Hirn in die Lenden, dieses Gefühl hatte er lange vermissen müssen, so lange, dass es nicht mehr geschmerzt hatte, es zu vermissen. Sie könnte es sein, könnte das Bild sein. War es. Sie war es, die er gedacht hatte, da und dort gedacht, gesehen, aus der Luft gegriffen hatte, jenes Licht, das die brachliegende Stelle mit Blut füllte und die Last verdrängte, diesen Laster, der sich in seine Seele geschoben hatte. Dass dieses Staunen begann, diese ekstatische Zeit, diese Erregung, eine irrealer Erschütterung als ginge es ums Leben sobald sie heimkommend im Türrahmen stand. Sie gehörte ihm, der Körper Edith und sein Verlangen standen ihm zur Verfügung. Ihr Mund, die Wangen, der Nacken, das Grübchen am Hals, ihre Brüste, ihr Nabel, ihr Geruch, ihr Schamhaar, ihr Geruch: eine Welle, ein Sog, der ihn abheben ließ. Dieser Ausgleich für alles Törichte, Grau-

same – alles Gewesene? Boden unter den Füßen. Abstand. Ausatmen. Auch deshalb liebte er, er liebte Edith für alle versäumten anderen, die er hatte abtanzen lassen – oder sie ihn. Und jetzt fragte er sich, wie das mit der Fritsch gewesen sein mochte. Ja, gewiss, Ewigkeiten her, wenn auch ohne, ohne diese Plagiate. Aber was soll's, egal.

KEIN LIFT. Er hatte sich warm gelaufen, wenn auch nicht ganz, ein inneres Frösteln beim Gedanken, was nun bei Bruno anstehen könnte. Keuchend stemmte er sich drei hohe, unendlich hohe Etagen hinauf. Jahre her, dass er da raufgekeucht war. Damals. Und wie damals stank es nach Essen, in jeder Etage nach einem anderen. Die Leuchtziffern zeigten auf ein Uhr zweiunddreißig.

„Servus Ben! Du bist ja früh da!“ Brunos freundliche Begrüßung. Er umarmte Ben. „Freue mich, dich zu sehen, Ben! Bedauere“, setzte er grinsend nach, sich mit der Linken durch das, wie Ben merkte, grau gewordene Haar fahrend, „bedauere, die schönen Frauen sind eben gegangen. Was willst du trinken – ich fürchte aber, dass nur mehr Veltliner da ist!“

„Egal“, meinte Ben.

„Aber einen Begrüßungsbourbon“, lud Bruno ein.

„Ach lass doch“, meinte Ben unschlüssig, den Mantel an den Haken hängend. Er rieb sich die kalten Finger, und kippte den Bourbon.

Nach den Handreichungen ließ er sich auf einen Stuhl fallen, ein harter Thonet war es, einer dieser alten, unverwüstlichen Kaffeehaussessel, noch dazu wackelte er. Auf dem schwarzen Rechteck des Tisches eine Ansammlung diverser Gläser, ein Tablett mit Softdrinks, ein Krug Wasser, leere Bouteillen, ein voller Aschenbecher, blaue Stoffservietten, die blaue Glasschüssel voll schwarzer Oliven. Olivia, dachte Ben, ihre Farben. Im Nacken das klamme Gefühl, er kannte sich aus, morgen würde es hämmern. Gut, auch hier Dämmerlicht. Sein Blick schritt

den großen, auffallend hohen Raum ab, um die drei Meter fünfzig, schätzte er, drei hohe, oben gerundete Fenster, ein vielarmiger Messingluster, die Hälfte der Kerzenbirnen schwarz. Backsteinbauten aus der k. u. k. Zeit, Objekte – etliche an der Zahl in einer weitläufigen Anlage, alles Ziegelrohbauten, die während der beiden Weltkriege als Kasernen und Waffenfabriken gedient hatten. Nun saß er in einem großen, quadratischen, für einen heutigen Künstler doch ziemlich behäbig wirkenden Raum, Wohnraum und Atelier, und wiewohl die Wände mit Brunos Bildern behängt waren, stand die Möblierung aus den Sechzigern dem Anspruch modern entgegen; karg und kunstlos, zu abgewohnt, nein, da hat sich gar nichts geändert, nichts an der überladenen kleinen, unfreundlich wirkenden Küche, in die er schaute. Und ja, noch immer die grässlichen Thonets, die in den Ofen gehören, eine Zumutung, auf diesen Kreuzbrechern sitzen zu müssen.

Ein älteres Ehepaar mit Namen Weiser, beide so weise lächelnd wie unnahbar, sie sofort wegblickend, sich die Nase reibend, er mit tadelloser Krawatte, Hemd weiß, Anzug grau, Haarkranz grau, Gesicht rosig, Aftershave-Geruch, war ihm vorgestellt worden, und ein weiteres Paar, sie jünger, er älter, sie hübsch, mittelblond, kleines Schwarzes, tiefer Einblick, drei Reihen Perlen darüber, er schlaksiger Typ, dunkler Rollkragen und, was sonst, der zurzeit heftig grassierende Dreitagesbart, obenauf das spärliche dunkelbraunrötliche Haar mit angedeutetem Mittelscheitel. Überkommener Hippie, dachte Ben Bogathy, ein Altachtundsechziger, der sich zugeknöpft gab, okay, er war auch nicht auf Austausch erpicht, hielt lieber Abstand: kein ich, kein mich, kein ... Jetzt stand ein junger Mann neben ihm, Stielglas in der einen, Flasche in der anderen Hand, der von Bruno angekündigte Veltliner. Ein umständlicher Versuch, den Doppler zu entkorken.

„Thomas Salcher, ich bin hier der Sohn“, stellte er sich vor.

Brunos Sohn, zuletzt als Bub gesehen, vielleicht fünfzehn. Und jäh sein Kind, seine Tochter, ganz nah ihr Gesicht, Olivias Gesicht entrückt, verwundet, verwundert, diese Verwunderung in dem Gesicht, dieses Nichtwissen, ein Nichtbegreifen, wie ja auch er nicht begriffen hat, nichts, wie ja auch er nicht begreifen wollte, nicht konnte. Zeigte ihm ihr Gesicht, es war wieder da, in seinem Kopf, der klare und deutliche Blick: Pa, was, was? Ihre Hand in der seinen. Bens Rechte zuckt auf, er reibt sich die Finger; ein tiefer Luftzug. Du machst hier nicht schlapp, keine Träne, würgte er den Aufruhr hinunter, versteig dich hier ja nicht, genug getrunken, du hast genug. Nur einen Schluck noch, spülen. Der Knäuel im Hals. Ob Wein oder Wahnsinn, es verlor sich nicht, wohin und wie tief er auch stieg, dieses Klack, es war wieder da. Und doch, dachte er, hier zu sein, eben jetzt, ist ein gutes Gefühl, er war froh, hier zu sein und nicht daheim, nicht mit Edith allein, mit Ediths Blick, mit der Erwartung im Blick, rede Ben, rede mit mir.

Seine Kontakte mit dem etwas älteren Freund und Kollegen Bruno Salcher waren eher locker gewesen, gelegentlich hatte man sich getroffen, auch gemeinsam wo ausgestellt, die letzte Gruppenausstellung lag Jahre zurück. Gelegentlich auch gefeiert. Damals war sie noch da gewesen, das beherrschende Zentrum Catherine, war noch Familie, war Frau und Kind gewesen und Liebe, integriert in sein Leben und Schaffen im Atelier, damals war er der Ansicht gewesen, ja, kann ich, schaffe ich. War nicht zu schaffen gewesen, war auf Dauer nicht kompatibel, nicht ökonomisch, war immer mehr Stress gewesen. Streit und Verdruss bis zum Bruch.

Dass er schnell Antworten parat hätte, hatte Edith unlängst gesagt. Kurze, auf Punkt und Strich zulaufende Antworten. Fragen stelle er nicht, reden wolle er nicht, nicht mit ihr, hatte sie festgestellt. Er war ihr die Antwort schuldig geblieben. Fragen hatten sich nicht zu stellen.

Und jene, die Catherine gestellt hatte, sein stures Beharren, sein fehlendes Unrechtsbewusstsein. Dass er. Und dass er. Dass er diese Frau geliebt hatte: Catherine. Schönheit, da gab es kein anderes Wort. Wiewohl er mit dem Adjektiv *schön* alles andere als leichtfertig umging. Vollendeter als alle Göttinnen-Skulpturen der Römer und Griechen zusammen, auch innen schön, aufrichtig, überaus gerade, korrekt, konsequent, zugleich nicht wirklich durchschaubar: Rätsel, Geheimnis, ein Fremdsein – ihre Gefühlswelt, selbst ihre Sinnlichkeit, ihre Erotik waren ihm nie wirklich schlüssig geworden, sie schien das kontrollieren, steuern, dosieren zu können, während er ...

Er hatte sie angestaunt, ihr minutenlang ins Gesicht gestaunt. Ob sie ihn damals bemerkt hat? Ihr Augenmerk hatte dem Stein gegolten, die behandschuhte Rechte schlug auf einen Marmorblock ein, die Linke führte den Meißel. Jeder Hammerschlag Präzision, jeder Schlag eine Erregung in ihm, jedes Splintern des Steins eine Erregung. Wie gebannt, er hatte sich dieses Schauspiel geben müssen, er hatte es eingesogen, das dunkle, im Nacken gerollte Haar, die hohe Stirn, von der Anstrengung gerötete Wangen und Nase, die vollen Lippen, die sich bei jedem Schlag verschmälerten, das zarte Kinn, die hohe, schlanke Gestalt, der bewegte Busen entschlossen dem Stein entgegen, Frauenhände mit Hammer und Meißel, die sachlich zielenden Hände, die bewegten Konturen des Körpers unter dem Arbeitskittel, die sich offenbarende Kunstfertigkeit, der steinernen Materie Ausdruck zu geben – etwas zu formen, zu bilden, bis hin zur Feinarbeit, bis zum Schleifen und Glätten. Überwältigt, das ganze Bild ein Vergnügen, ein sinnlicher Schauer, ein Aufruhr. Doch sie nur betrachten konnte ihm nicht genügen. Er hatte aktiv werden müssen, ihr die Schutzbrille abnehmen, ihr in die Augen sehen müssen – in das schöne Dunkel, in die sattblau schillernde Iris, er hatte ihr sein Gefühl vermitteln müssen, das Gefühl, sie sei in Gefahr, ihr Körper würde

im Lauf dieser Gefechte erstarren, sich *à la longue* zur Statue verhärten, er hatte ihr seinen Schutz anbieten müssen. Catherine McBradán: Sein erster Akt. Sein erster und einziger. Sie ist es, die an ihm meißelt, in ihm, in seinem Hirn, in seinen Träumen. Er wird ihr letzter Akt sein, ihr Hass stand wie ein Denkmal in ihm, ein Mahnmal. Sie war an der Arbeit, ihr Splitter bohrte in ihm. Catherine. Nie hätte er gewagt, sie anders zu nennen: Catherine. Dass er diese Frau liebte. Und Gefühle wie Hass. Auf ihre Kraft, auf ihre Sturheit und Kraft. Verlassen. Ihn zu verlassen. Er hätte sie nie gehabt, diese Kraft, er hatte geliebt. Und Olivias Fragen. Hatte sie ihn gefragt, hatte das Kind Fragen an ihn gehabt? Welche Fragen? Welche Antwort war er dem Kind schuldig geblieben?

Die Trennung war das Problem gewesen. Sein Kind war weg gewesen. Das Problem war Catherine gewesen. Sie wollte in Wien nicht heimisch werden, sie lehnte Wien ab, eine Gesellschaft aus Unfreundlichkeit und Überheblichkeit, und aggressiv, und nicht nur ein Mal entrüstete sie sich über die Fäkalsprache, dazu die gelegentlich proklamierte Abneigung, wenn sie im perfektem Ton *Wean!* *Wean!* hervorstieß. Klar, Kompensation, ihr Versuch, ihm Wien madig zu machen, wie er es zuvor mit London getan hatte. Ihre Weigerung, sich dem sozialen Rhythmus der Stadt anzupassen. Was sich glatt umlegen ließ auf seinen Lebens- und Arbeitsrhythmus. Um sein Kind war es gegangen. Sein Kind, das die in Wien brüchig werdende Gemeinsamkeit beleuchtet hatte, dieses Licht war weg gewesen. Von einem Tag auf den andern. Stille um ihn, dunkle Ohnmacht. Und wie tilgen das Unmaß Liebe zu diesem Kind. Und alles zwecklos, jegliche Rebellion sinnlos. Und diese kurzen Kontakte mit dem Kind, dieses jährliche Entgegenfiebern, in die Arme schließen. Und wieder zurückbleiben, aufs Neue verwundet.

Davor seine Versuche, es mit der Metropole London aufzunehmen, Catherine zuliebe ein Leben in diesem Moloch,

im Wissen um ihre Vernetzungen. Er hatte es ernsthaft versucht. Drei Jahre Qual vor Olivias Geburt, nach dieser hatte er auf die Übersiedlung hinzuarbeiten begonnen. London auf Dauer? Ein böser Gedanke, mit jedem Tag weniger verkraftbar, schon der vorherrschende Schweinefraß nicht, er hatte die fetten Fried Breads mit Porridge nicht mehr hinuntergebracht, schon beim Anblick der Baked Beans in Tomato Ekelgefühle, er konnte die Roast Potatoes und Yorkshire Puddings nicht mehr riechen. Dann lieber selber kochen oder zum Chinesen hinüber. Auf Dauer undenkbar. Fakten, die seine Arbeit blockiert hatten. Gute fünf Jahre Frust, fünf Jahre Kampf um Licht, um Raum, um Luft. Ein Künstlerviertel, in dem der Künstler in ihm am Verdorren gewesen war, der Mann ebenfalls. Alles dekadent und halbseiden, alles muffelnde, eingerauchte, sich Künstler nennende Typen. Catherine hing an diesem *Notting*. Zahllose Hippies, die sich in dem relativ günstigen Stadtteil, der mehr und mehr von Immigranten aus den Kolonien überschwemmt worden war, rekelten. Nirgendwo sonst in London waren so viele Inder, Araber und Schwarze nebeneinander zu sehen. Notting Hill. Nun sein Kind mittendrin. Und er, wie ein Häftling in Wien. Er hatte sich von den Bildern befreien müssen, betäuben, mit Arbeit überhäufen, mit Affären ablenken müssen.

Und dann dieses Staunen, dass Olivia keinen Schaden genommen hatte, dass aus diesem *Nothing* ein so unbeschädigter, kluger, so vollkommen schöner junger Mensch hervorgegangen war, aus einer Künstlerwohnung, wo sich die Künstlerliebhaber der Mutter die Türschnalle in die Hand gedrückt hatten – jedenfalls war das immer sein Bild gewesen. Das hatte schon sehr imponiert, er hat Catherine Respekt zollen müssen, innerlich. Klar, dem Kind gegenüber verbal. Olivia war Konsequenz und Stil in die Wiege gelegt worden; sein Stil war es gewesen, seine Gene waren in diesem *Notting* Olivias Schutz gewesen.

Wahrscheinlich hatte gerade diese Zeit jene Schaffenskraft und Energie evoziert, sicher war es die Zeit ohne Familie gewesen, in der sich sein künstlerischer Status gefestigt hatte.

Nach Catherines Abgang hatte er eine andere Gangart eingeschlagen. Seine Produktivkraft war die Erotik gewesen. Ein diffuses Konsumieren zwischen genüsslich und schal. Er hatte nichts ausgelassen. Die sogenannte Freiheit? Eine Leere. Sie musste gefüllt werden. Das flutende Glück der Arbeit. Und nagende Verlustgefühle. Und andere. Gefühle der Rache. Sie waren da, waren abzuarbeiten. Fast obsessiv: Frauen, sie provozieren das ja.

DINE PETRIK, geboren 1942 im Burgenland. Harte Kindheit. Mit siebzehn Übersiedlung nach Wien. Lebt da seit 1959. Handelsschule und Wiener Kunstschule in Abendkursen. Brotberufe: Bürolehrling, Defektarin u. Fakturistin im pharmazeutischen Großhandel, Sekretärin. Schreibt und publiziert seit 1990. Artikel in diversen Zeitungen. Lyrikerin. Feuilletonistin. Freie Autorin.

#### PUBLIKATIONEN/BÜCHER

*Hertha Kräfter: Die verfehlte Wirklichkeit*, Edition ArtScience 2011

*wortreich – verschwiegen*, Literaturedition Niederösterreich 2009

*Bibliotheca Alexandrina. Unterwegs auf Weltwunderboden*,

Sonderzahl Verlag 2005

*Jenseits von Anatolien. Eine Reise ins Oströmische Reich*,

Promedia Verlag 2002

*Die Hügel nach der Flut. Was geschah wirklich mit Hertha K.?*,

Otto Müller Verlag 1997

#### LYRIK

*Magenta*, Edition Art Science 2014

*Befragung des Zorns*, Otto Müller Verlag 1999

*Ausgewählte Gedichte*, Podium Porträt-Reihe Nr. 32/2007

*Sonaten für Wasser und Wind*, Edition Roetzer 1990

*Die fremden Länder, mein eigenes Leben*, Wiener Frauenverlag, Hg. 1991

#### PREISE UND STIPENDIEN

1992 Anerkennungspreis des Landes Niederösterreich

1992 Arbeitsstipendium, BMfWK, Wien

1997 Förderungspreis der Theodor Kery Stiftung

1997 BEWAG Lyrik Preis (Platz 2)

1997 Österreichischer Buch Preis

1998 Theodor-Körner-Preis (Wissenschaft), Wien

1999 Arbeitsstipendium, Kunstsektion, Wien

2003 Reisestipendium, KS., Wien

2006 Hermes Literaturpreis, 1. Platz

2008 FAST forWORT Poesiepreis, 2. Platz

2013 Forum Land, Sonderpreis 2013: Prämierter Prosabeitrag



*Verlag* Bibliothek der Provinz

*Literatur, Kunst und Musikalien*